

Vernissage-Einführung zur Ausstellung

wuchern und wachsen

mit

Eva Bertschinger, huber.huber, Judit Villiger, Ursula Palla

im Gluri Suter Huus in Wettingen

am 29. April 2012

Liebe Künstlerinnen und Künstler, verehrte Gäste

Der englische Künstler George Stubbs, im 18. Jahrhundert vor allem auf dem Gebiet der Pferde und Jagdhunde-Malerei tätig, sezierte und tötete für sein berühmtes Zeichen-Traktat „The Anatomy of Horse“ eigenhändig Pferde. Was bei Stubbs ein unbedingter Wille zur Wahrheit und unbeschönigten Anschauung war, kennzeichnet auch seine künstlerische Haltung: Empirie und Ästhetik standen da wie kaum je in der europäischen Kunst in engster Verbindung.

Analog könnte man fast drei Jahrhunderte später folgerichtig fordern, dass Künstlerinnen und Künstler, die sich mit dem Thema wuchern und wachsen beschäftigen, selbst einen Garten bestellen sollten. In der Kunst des 21. Jahrhunderts ist das aber eben alles ein bisschen anders. Ist man versucht zu sagen. Ist aber nicht so.

Wuchern und Wachsen findet zwar beim ersten Gedanken in der Natur statt. Aber schon bei Gottfried Keller und seiner Erzählung „Romeo und Julia auf dem Dorfe“ wird zwar der mittlere Acker von Unkraut überwuchert; parallel dazu wächst aber die Liebe zwischen den Kindern und der Streit zwischen den Vätern.

Also sind es im Grunde genommen zwei ungleiche Pole, die miteinander verstrickt sein können. Denn Wachsen ist Keimen, sich Herausschälen, die klar umrissene Form, das Schöne, Herrliche, das Schöpferische. Wuchern ist form- und haltlos, es kann entgleiten, bis ins Böartige und Gewalttätige gehen.

In Märchen gibt es ja bezeichnenderweise überall, wo Leben ist, auch einen fressenden Löwen, jede Perle wird von einem Ungeheuer bewacht, jeder Schatz von einer Schlange, die sich um ihn windet. Da wird das Unmögliche machbar und das Unerträgliche lebbar. Denn Destruktion kann letztendlich auch die Sehnsucht nach Intaktheit spiegeln. Schrecklich ist auf den ersten Blick nicht, was man sieht. Aber zum Erschrecken kann führen, was die Kunst sichtbar macht. Natur(e) und nature morte liegen sehr nah beieinander, nicht nur sprachlich. Die fünf Künstlerinnen und Künstler, die in dieser Ausstellung gezeigt werden, verkörpern verschiedene und ganz spannende Positionen zwischen Realität und Künstlichkeit. Destruktion ist zwischen Vergänglichkeit, Metamorphose, Mutation und Brutalität so ein weiteres Stichwort. Doch alles schön der Reihe nach. Wir kommen schon noch ins verlorene Paradies.

Die Zwillingbrüder **Markus und Reto Huber** haben in Baumstämme Gewindestangen und Flügelmutter gebohrt. Wenn man freundlich gestimmt ist, lässt sich in diesen Arbeiten durchaus eine „Poesie der Destruktion“ sehen. Zwei Welten – Natur und Technik - treffen da aufeinander. Kampfflugzeuge sind Bestandteil feingliedriger Collagen, eine Schlange frisst einen Frosch. Das Ende der Lebendigkeit war bei diesen beiden Künstlern schon immer präsent und manifestiert sich auch wieder in den neuesten Arbeiten. Doch die Toten Blumen tragen auch den Klammertitel *Pflanzenwunder*. Denn Vanitas, Symbol für die Nichtigkeit und Vergänglichkeit alles Irdischen, kann auch voller Wunder sein. Die collagierten Blumengebilde zeigen auf, wie unglaublich und fragil die sogenannte Realität sein kann, stellen Werte in Frage. Und Collagen als gedankliche Konzeptionen – kein Wunder, arbeiten die Brüder meist in Serien - erlauben eine Vermischung von Bekanntem und Unbekanntem, Vergessenen und Alltäglichem.

Die Visualisierung der Brüche oder die Schnittstellen in den Büchern faszinieren, erscheinen als Gratwanderungen zwischen Kunst und Künstlichkeit, zwischen Intuition und Kontrolle. Die so entstehende Ambivalenz, gerne totgeschwiegen, lauert spielerisch an allen Ecken und Enden, vermischt sich mit Kuriosum, schon Totgeglaubtem und lässt vielleicht gerade deshalb die Werke so voller Leben erscheinen.

Bei **Eva Bertschinger** sind es, so die Künstlerin, „Erwartung und Hoffnung, die sich im Leben der Realität stellen müssen“. Dabei bezieht sich Eva Bertschinger in den hier gezeigten Arbeiten auf die Türkei und die Stadt Ankara. Diese Stadt erstreckt sich planlos (und oft illegal gebaut) in alle Richtungen über die Hügel hinaus, ins Niemandsland. Da schießen Gebäude wie Pilze oder Geschwüre hervor, bilden einen Hexenkreis, oder vielleicht sollte man besser sagen, einen Teufelskreis. Das Wuchern symbolisieren aber auch die glänzenden Gläser ihrer Objekte und Installationen, die Häkeldecken und türkischen Teegläser, global verteilte Massenware. Die Objekte, prall voll Poesie, erstrecken sich von der Fläche in den Raum, die Zeichnung weist in die Dreidimensionalität, die wertlosen Waren, ein Paradoxon, werden zu Objekten der Begierde. Bringen Sie Heimatlosen wirklich ein Stück Heimat näher? Überfluss, Wertlosigkeit und Vergänglichkeit reichen sich einander die Hände. Und trotzdem ist ein Ausdruck von Hoffnung spürbar, der Realität möge Sinn und Ziel innewohnen. Wachsen und wuchern sind hier vielleicht auch bearbeitete Formen für gestaltlose Gefühle wie Zorn und Sehnsucht. „Im Bild“, so die deutsche Schriftstellerin Brigitte Kronauer, „hebt die subjektive künstlerische Ordnung die Sinnlosigkeit auf.“

Der schöpferische Akt ist denn auch bei **Judit Villiger** ein zentrales Thema, das Sammeln und Forschen die Grundlage ihres Schaffens. Sie widmet sich insbesondere dem Aspekt von Wildheit und Gezähmtem der Natur, der daraus resultierenden Bewegung und Metamorphose. Das Wuchern wird durch Menschenhand unter Kontrolle gebracht, das Chaos überwunden. Ist dem so? Jedenfalls kommt die ungewollte Mutation in ihrem „Jardin des plantes“ wunderbar zum Ausdruck. Denn schon allein der Schaum ist ambivalent, eigentlich ein Dichtungsmaterial, aus der Tube gedrückt, das sich unkontrollierbar ausbreitet, und doch eigentlich formen sollte. Die Symbolik von Kartoffel und Bourbonen-Lilie, beispielhaft gegeneinander ausgespielt, beweist, mit wie viel gescheitem Humor sich die Künstlerin ihrer Themen annimmt. Im Zyklus der Himbeer-Ordnung betont sie das Thema auch formal: was sich rankt, ist formlos, ufert gerne aus, die Spiegelform aber ist eine Begrenzung, zugleich Symbol der Vanitas. Das widerspricht sich und in

diesem Widerspruch entsprechen sich Natürlichkeit und Künstlichkeit. Gleichzeitig verstört die Naturalistik ihrer Hasen: wissen sie mehr als wir, haben wir *sie* gezähmt oder sind *wir* ihnen unterworfen?

Jetzt sind wir schon fast im verlorenen Paradies. Zuerst noch quasi im Vorraum, im „Strange Paradise“, so hiess ein Ausstellungstitel 2008 von **Ursula Palla**. Schon damals ging es um brüchig gewordene Naturvorstellungen. Was idyllisch und friedlich aussieht, entpuppt sich bald einmal als zerstörend. Seit einigen Jahren besucht Ursula Palla Kläranlagen, stillgelegte Kanäle, Wassertümpel und Ausgleichsbecken. Die dabei entstandenen Aufnahmen sind zur Videocollage „Seerosenteich“ verdichtet worden. Man denkt unweigerlich an Monet, für den Wasser das Element der Elemente war, das er in reine Farbträume umsetzte, schon bei ihm wie Gewächse, die Verbindungen nach rechts und links suchen, bei Ursula Palla im Video nicht anders. Nur beziehen ihre durchaus malerischen Naturträume („ich bin eine verkappte Malerin“, sagt sie selbst) das Faszinosum aus der Ambivalenz. Das Wasser als Spiegel der Zeit auch: so verwandelt sich in Sekundenschnelle das vordergründig ach so Schöne, die Idylle wird im heiteren Fluss zur Schrecklichkeit. Grenzen werden verwischt und aufgehoben, Bruch-Stücke fügen sich zu einem neuen System.

So, jetzt sind wir im verlorenen Paradies angekommen. Wenn es, ja wenn es da nicht den englischen Schriftsteller John Milton gegeben hätte, der im 17. Jahrhundert ein grosses Werk verfasste, das Sie zumindest dem Namen nach alle kennen: „Lost paradise“. Darin geht es unter anderem um die Vertreibung aus dem Garten Eden. Weniger bekannt ist, dass John Milton nur ein paar Jahre darauf ein anderes Buch geschrieben hat, das ich irgendwie tröstlich finde: „Paradise regained“. Darin erzählt er, wie Gott den Menschen die Möglichkeit gab, das Paradies wiederzugewinnen. Genau davon ist in dieser Ausstellung die Rede. Denn, so Jules Renard: „Das Paradies liegt nicht auf Erden, aber es gibt Stücke des Paradieses auf Erden. Es gibt auf Erden ein zerbrochenes Paradies.“

Und jetzt gehen sie mal alle schön auf die Suche danach! Vielen Dank!

Zürich, im April 2012

Irene Stoll-Kern

Dieser Text darf nur nach Absprache mit der Autorin veröffentlicht werden.